

(Nachdruck verboten.)

## 10] Die Sandinger Gemeinde.

Novelle von Henrik Pontoppidan.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann

Aber nun öffnete sich die Tür zum Gang und eine andere dicke Madam mit bloßen Armen und weißer Lätzschürze rief nach der Wärterin.

„Kaffee!“ sagte sie nur und verschwand. Die Frau am Fenster beeilte sich, hinauszukommen.

Ehe sie ging, kam sie jedoch zu Kasper, um sich zu erkundigen, wie es ihm gehe.

„Danke, — danke, gut!“ sagte er und lächelte, — er war so glücklich, daß er ihrem mütterlichen Busen so nahe war.

„Sie denken doch an das, was der Doktor gesagt hat, — nur ganz still liegen und sich gar nicht rühren!“

Kasper nickte und folgte ihr mit den Augen, als sie hinausging.

Dann lag er eine Weile da und sah in die Luft hinauf und dabei versank er in eine eigentümliche Seligkeit. Er fühlte seinen Körper gar nicht. Die Wände mit den beiden Reihen Betten schienen sich mehr zu entfernen. Der ganze Raum lag schließlich wie in einen mystischen Nebel gehüllt.

Plötzlich aber zuckte ihm ein Schmerz durch die Brust, als werde er von einem Spieß durchbohrt. Er warf sich unwillkürlich auf die Seite herum, von wo der Schmerz gekommen war, nach einer Weile aber überwältigten ihn die Qualen mit einer solchen Heftigkeit, daß er sich im Bett aufrichtete und den Kopf in die Hände pressen mußte, um nicht zu schreien. Es war entsetzlich. Es war ihm, als gäben die Rippen nach und sprengten die Brustmuskeln — und endlich kam der Husten — er konnte ihn nicht zurückhalten, obwohl er alles tat, um die neben ihm Schlafenden nicht zu wecken, — er drängte nach — umspannte seinen Hals, wie ein Paar eiserne Hände, die ihn ersticken wollten.

„Na, wie lange soll denn das Konzert noch dauern?“ hörte er eine Stimme sagen.

„Das kann ja nett werden!“ sagte eine andere.

Einer nach dem anderen erhoben sich die Kranken im Bett und betrachteten halb ärgerlich, halb mitleidig die gespensterhafte kleine Person, die plötzlich unter ihnen aufgetaucht war, und deren Husten kein Ende nehmen wollte.

Jetzt erwachte auch der Mann mit dem großen, struppigen Bart und dem fürchterlichen Geschnarche.

„Wer bellt da eigentlich so?“ brummte er in das Rissen hinein. Und als der Husten noch immer nicht schwieg, wälzte er sich auf den Rücken herum und richtete sich auf, so daß das Bett krachte.

„Den Teufel auch! — Seht doch den armen Menschen hat er sich nicht einen Buckel angehuslet? — Wo ist denn die Madam?“

„Ja, wo ist die Madam? — Wo ist die Madam?“ riefen sie jetzt alle.

Nur der junge Mann in der Ecke lag noch immer in seinen Fieberphantasien da und redete wirres Zeug.

Kasper bemühte sich vergebens, eine Entschuldigung zu lassen, die Worte erstarben ihm unter dem Husten. Nur das Auge, — das große, brechende — vermochte zu reden. Es war, als ob sein angstvoll umherschweifender Blick alle zu Zeugen seiner Qualen anrufen wolle.

„Mit dem sieht es böß aus,“ sagte einer.

„Wir müssen ihm doch helfen,“ meinte der große Mann mit dem Bart.

Und ohne weitere Formalitäten stand er auf und ging im bloßen Hemd zu Kasper hinüber.

„Na, Dir geht es wohl recht schlecht, Kamerad?“ sagte er und legte seinen Arm zur Stütze um ihn.

„Ja,“ flüsterte Kasper heiser.

„Lehn Dich man gegen meinen Arm, Kamerad! Du brauchst nicht bange zu sein, — der Arm hält noch! Das ist ein Weberbaum, weißt Du! — So! — Das ist eine kleine Erleichterung, nicht?“

Kasper tat, wie ihm geheißen wurde, ja, er sank ganz

zusammen in dem großen, sehnenstarken Arm. Das Auge schloß sich, er wurde so blaualt um die Nase.

Zwischen hatte man nach der Wärterin und dem wachhabenden Arzt geschickt. Aber noch ehe jemand von ihnen erschienen war, hatte sich Kasper Kappers kleiner Körper plötzlich ausgestreckt und war dann in dem Arm des fremden Mannes schlaff zusammengefallen.

Mit einem Ausdruck des höchsten Staunens und der maßlosesten Bestürzung wandte sich dieser zu den anderen und sagte:

„Aber zum Teufel auch! — Er ist ja gestorben!“

15.

Frau Gylling hatte eine Stunde in ihrem eigenen Zimmer geessen und auf Boel gewartet, aber sie kam nicht. Dann ging sie hinaus, um sie zu rufen, und nun stellte es sich heraus, daß sie verschwunden war, daß sie das Haus verlassen hatte, um nicht wieder zurückzukehren. Auf dem Bett in ihrer Kammer lagen alle die Kleidungsstücke, die sie bei ihrer Ankunft erhalten hatte, sorgfältig geordnet. Keine Faser fehlte. Sie war in denselben alten Kleidern aus dem Hause gegangen, in denen sie gekommen war, hatte nur dasselbe kleine Bündel mit Wäsche mitgenommen, das sie aus der Heimat mitgebracht hatte.

Als der erste Schrecken sich gelegt hatte, war Frau Gylling im Grunde ganz froh, sie auf eine so bequeme Weise losgeworden zu sein. Sie hätte sich ja sonst gezwungen gesehen, sie wegzuschaffen, was so leicht von den Leuten hier wie in Sandinge hätte mißverstanden werden können.

Wenn das Mädchen dahingegen aus eigenem Antriebe das Haus verließ, sogar ohne ein Wort zu sagen, ja ohne Abschied, so war ihr Gewissen entlastet. Es lag ihr fern, jemanden zu zwingen, gegen seine Lust und Neigung in ihrem Hause zu bleiben. Der freie Wille war bei ihr in allem die Hauptsache, das Selbstbestimmungsrecht eines Menschen durfte nicht gekränkt werden.

Im übrigen ging ja aus dieser Flucht ganz deutlich hervor, daß Boel ein schlechtes Gewissen hatte. Die Bekannten von auswärts, mit denen sie am gestrigen Abend ausgewiesen war, hatten sicherlich Schuld an dem Ganzen. Jedenfalls hatte sie jetzt zweifelsohne bei ihnen Zuflucht gesucht. Sie kannte ja sonst niemand hier.

„Gott halte seine schützende Hand über ihr,“ sagte sie liebevoll und nachsichtig, während die Haushälterin wie auch das Stubenmädchen vor Empörung die Hände zusammenschlugen. Fräulein Rosalie, die auch herbeigekommen war, trippelte von dannen — wie gewöhnlich einige Worte murrend, die niemand verstehen konnte.

Indessen war Boel nach Christianshafen hinausgelangt. Es war noch immer ihre Absicht, den kleinen Urmachergehilfen aufzusuchen, dessen Namen und Wohnung sie nun in Erfahrung gebracht hatte. Sein Kollege aus der Werkstatte hatte ihr freilich nur mitteilen können, in welcher Straße er wohnte, die Hausnummer hingegen hatte er nicht gewußt; und deswegen mußte sie nun in dem strömenden Regen von Haus zu Haus gehen und alle, denen sie in den Haustüren und Treppen begegnete, fragen, ob sie nicht wüßten, wo Herr Kasper wohnte.

Rein, den kannte niemand. Die meisten gaben unhöfliche, einige sogar unverschämte Antworten. In ein paar Wohnungen, wo sie sich erkundete, zu schellen, warf man ihr die Tür vor der Nase zu, einen Fluch ausstößend: Sie solle sich zur Hölle scheren mit ihrem Kasper! Oder: Das mag der Satan wissen!

Endlich traf sie eine gutmütige Person, die Bescheid wußte.

Es war eine Frau, die den Krankentwagen in der Straße gesehen und sich dann erkundigt hatte, wer es sei, der da weggefahren würde. Sie konnte Boel sogar den Namen des Hospitals sagen, nach dem Kasper gebracht war; und sie gab ihr den Rat, falls sie noch heute mit dem Kranken zu sprechen wünsche, sofort dahin zu gehen. Es sei gerade jetzt Besuchszeit, sagte sie, um sechs würde aber geschlossen.

Boel mußte nichts weiter zu tun. Sie kannte keinen anderen Menschen in der großen Stadt, bei dem sie hätte Rat oder Beistand suchen können. Aber das Krankenhaus lag

Weit weg, an dem anderen Ende der Stadt, und der Regen frömte noch immer herab. Ihre Schuhe waren schon ganz durchnäßt, und sie war so ermattet und verwirrt von allem, was sie in den letzten vierundzwanzig Stunden erlebt hatte, daß sie sich kaum mehr aufrecht halten konnte.

Hätte sie nur ein Stück Brot gehabt. Aber sie hatte kein Geld, besaß keinen Schilling, und sie schämte sich, in einen Bäckerladen zu gehen und zu betteln.

So schleppte sie sich denn vorwärts durch die nasse Stadt mit ihrem Strom von Menschen, ihrem Meer von Regenschirmen. Häuser und Straßen tanzten rund herum. Einige Herren grinsten sie an, aber das war ihr ganz gleichgültig, ihr war so sonderbar stumpsinnig zumute, sie fühlte in diesem Augenblick fast nur ihren Hunger, ihre Müdigkeit und ihre eiskalten Füße.

Die Uhr war über fünf, ehe sie nach dem Krankenhaus hinauskam. Die Torwache fragte sie, wen sie besuchen wolle, und nachdem sie wohl ein Dutzend Mal von einem Gang nach dem anderen und von einem Beamten zum anderen geschickt war, gelang es ihr doch endlich, einen Menschen zu finden, der ihr den zeigen konnte, den sie suchte.

„Sie gehören also zur Familie?“ fragte dieser, — ein Beamter in der Uniform des Krankenhauses.

„Nein, — bloß eine Bekannte,“ sagte Voel.

„Ach so. — Am Ende die Braut?“

„Nein!“

„Na ja, dann kommen Sie man mit.“

Sie waren über einen Hofplatz mit ein paar Bäumen gekommen und standen nun vor einem niedrigen Gebäude, dessen Eingang halb unter der Erde lag, so daß man vier, fünf Stufen hinab mußte, um dahin zu gelangen. Der Mann holte ein Schlüsselbund heraus, öffnete ein Schloß und schob die Tür zu einem halbdunklen, kellerartigen Raum mit gefalkten Mauern und steinernem Fußboden auf.

Ein durchdringender Karbolgestank schlug Voel von da drinnen entgegen und machte sie ganz schwindelig. Die Unheimlichkeit des Raumes flöhte ihr auch Angst ein. Konnte dies wirklich eine Krankenstube sein?

Im Halbdunkeln gewahrte sie drei, vier Bahren, die von der einen Wand in den Raum hineinstanden, wie Betten mit weißen Laken bedeckt.

„Warten Sie mal,“ sagte der Mann, trat an die zunächststehende Bahre und hob das Laken in die Höhe, wobei der stark eingebundene Kopf eines marmorblassen, rotbärtigen Mannes zum Vorschein kam. — „Nein, das ist er nicht,“ murmelte er und schritt über die Bahre hinweg nach der nächsten. — „Ja, hier haben wir ihn.“

Aber Voel hatte angefangen, Urat zu ahnen.

„Ich will hinaus!“ rief sie.

Die Hände vor dem Gesicht, stürzte sie davon. Sie war kaum in die freie Luft hinausgeflücht, als sie auf der Treppe umstürzte, und ungefähr eine Minute war sie bewußtlos.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## flüssige und scheinbar lebende Kristalle.

Auf der Naturforscherversammlung in Stuttgart ist zweifellos eines der bedeutendsten Ergebnisse die Vorführung der sogenannten flüssigen Kristalle gewesen, die Professor Lehmann-Karlsruhe und Professor Vorländer-Galle in der physikalischen und chemischen Abteilung zeigten. Auch sprach Professor Lehmann in der letzten allgemeinen Versammlung unter Vorzugung von Projektionsbildern über diesen Gegenstand, der dem größeren Publikum wohl noch völlig unbekannt ist. Die ersten Beobachtungen Lehmanns darüber liegen zwar schon 30 Jahre zurück, begegneten aber in den Kreisen seiner Fachgenossen vielfachen Zweifeln; die Begriffe „Kristall“ und „Flüssigkeit“ schienen nach allen unseren Anschauungen derart entgegengesetzt, daß die Beobachtungen von Lehmann mehrfach für die Folgeerscheinungen unreiner Versuche (Versuche mit unbeachteten Fehlerquellen) angesehen wurden. Ob die Deutungen Lehmanns für die Versuche überall richtig sind, kann erst die Zukunft lehren; die Realität (Wirklichkeit) der von ihm angegebenen Erscheinungen steht aber jetzt wohl außer Frage.

Wir lassen einen Auszug aus dem interessanten Vortrage Lehmanns folgen:

Nach der gewöhnlichen Auffassung besteht jedes Lebewesen aus zwei Faktoren, speziell der Mensch aus Leib und Seele. Freilich stoßen wir auf eigenartige Schwierigkeiten, wenn wir jedem Lebewesen eine Seele zusprechen wollen. Wir haben z. B. im

Garten einen Regenwurm herausgeschäufelt und ihn zufällig mit dem Spaten entzwei geschnitten. Welche Hälfte enthält nun die Seele? Beide Hälften kriechen fort und heilen wieder zu normalen Würmern aus. Ist die Seele ebenso teilbar wie die Materie? Wobon nährt sie sich beim Wachstum?

Oder es fällt ein nahezu reifer Apfel vom Baum — anscheinend tote Materie. Aber im Keller reift er weiter aus, notwendig muß auch er Leben enthalten. Freilich ist es ein recht unvollkommenes Lebewesen; schließlich tritt Fäulnis ein, er zerfällt in Moleküle und Atome. Sind diese tot oder besitzen auch sie etwa noch Leben, wie der vom Baum gefallene Apfel? Manchem mag die Frage müßig erscheinen, da ja überhaupt noch niemand Atome gesehen hat. Aber trotzdem brauchen wir sie notwendig, um die Naturerscheinungen zu begreifen. Begreifen haben wir sie erst, wenn wir sie auffassen können als Wirkungen von Kräften von der Art unserer Muskelkraft, die ausgeübt werden von Wesen, ebenso unteilbar wie unser eigenes Ich, und dies sind eben die Atome. Wohl sind die Atome nur Spiegelbilder unseres eigenen Ich, doch hindert das keineswegs, daß sie wirklich existieren, und selbst wer auf ein Begreifen der Naturerscheinungen verzichtet, muß die Existenz der Atome hypothetisch annehmen, weil ohne sie unser Vorkisich nicht ausreichen würde, eine große Anzahl von Naturerscheinungen zu beschreiben.

Im menschlichen Leben ist die Bildung einer Vereinigung von Individuen keine besonders schwierige Sache, in der Natur aber beobachten wir niemals die Aggregation (Ansammlung) einfacher Individuen oder gar die Aggregation von Atomen auch nur zu Bakterien. Zwar zeigen sie häufig das Bestreben, sich zusammen zu lagern, aber dann entsteht nicht ein Lebewesen, sondern ein Kristall.

Oder sollte vielleicht auch ein Kristall als Lebewesen aufgefaßt werden können? Sicherlich gibt es im Verhalten von Kristallen und einfachen Lebewesen manche Analogien, die sich besonders demjenigen darbieten, der die Kristalle nicht in einem mineralogischen Museum studiert, sondern während ihrer Bildung. Ihre Fähigkeit zu wachsen ist eine solche Analogie. In einer Flüssigkeit aufgelöste Kristalle ergäßen sich wieder beim Abkühlen der Lösung, sie zeigen also Regenerationsvermögen; jedes noch so kleine Fragment eines Kristalles kann als Kristallisationskern dienen, vergleichbar dem Keim bei Organismen. Weitere Analogien bieten das gegenseitige sich Aufheben von Kristallen sowie das Aufnehmen fremder Stoffe.

Aber umgekehrt kann man auch weitgehende Unterschiede zwischen Kristallen und Lebewesen konstatieren. Vor allem sind Lebewesen weiche, manchmal einweisartige flüssige Gebilde, während Kristalle als in sich harte Körper gelten, derart, daß das Fließen eines Kristalles völlig ausgeschlossen erscheint. Daß es flüssige Kristalle nicht geben kann, lehrt anscheinend auch die Theorie. Im Gaszustande bewegen sich die Moleküle geradlinig, etwa wie Erbsen, die in einer Schachtel geschüttelt werden; im Flüssigkeitszustande kriechen sie ohne jede Ordnung durcheinander wie Würmer. Bei der amorphen (gestaltlosen) Erstarrung hört das Kriechen auf, aber sie bleiben ungeordnet; findet Kristallbildung statt, so ordnen sie sich zu einem regelmäßigen Punktsystem oder Raumgitter. Manchmal sind zweierlei Raumgitteranordnungen möglich, es entstehen zwei verschiedene gestaltete Modifikationen (verschiedene Zustände desselben Stoffes). Erhielt man z. B. rotes Quecksilberjodid, so happt das System der Moleküle in ein anderes Raumgitter um, die Masse wird gelb; beim Abkühlen wird sie wieder rot. Wenn ich Eisen schmiede, so zerstöre ich das Raumgitter der Eisenkristalle, das Eisen wird amorph (gestaltlos). Durch Erschütterungen kann es im Laufe langer Zeiträume wieder kristallinisch werden, damit verändert es seine Eigenschaften, es wird brüchig. Gäbe es also Kristalle von solcher Weichheit, daß sie fließen könnten, so wäre dieses Fließen kein wahres Fließen, sondern eine beständige Umlagerung in andere Modifikationen, verbunden mit fortwährendem Wechsel der Eigenschaften.

Schon im Jahre 1876 hat aber Professor Lehmann beobachtet, daß eine in der hohen Temperatur von mehr als 140 Grad beständige Modifikation des Jodsilbers, die man bis dahin für eine zähe Flüssigkeit gehalten hatte, in Wirklichkeit aus äußerst weichen Kristallen besteht, welche ohne die geringste Veränderung ihrer Eigenschaften fließen können wie eine Flüssigkeit. Hiernach müßte die bisherige Raumgittertheorie, nach welcher die Eigenschaften eines Stoffes von der Art der Aggregation der Moleküle (Anordnung der Moleküle) abhängig sein sollten, nicht ganz zutreffend sein, die übliche Vorstellung, es könne nicht fließende Kristalle geben, ließe sich mit diesen Beobachtungen nicht vereinigen.

Mit der Zeit ist eine Reihe weiterer Beispiele zutage gefördert worden, erst in der letzten Zeit durch sehr schöne Beobachtungen von Vorländer. Die wachsenden Kristalle befinden sich hierbei in lebhaftester Bewegung, die dadurch entsteht, daß, sobald zwei Kristallindividuen in Berührung kommen, sie zu einem neuen einheitlichen Kristall zusammenschließen wie zwei Flüssigkeitstropfen. Einige sind so leichtfließend wie Wasser und treten wie dieses freischwebend in kugelförmigen Tropfen auf, die hier jedoch eine innere Struktur besitzen. Man kann diese bei der Betrachtung im gewöhnlichen Lichte erkennen, da je nach der Richtung, in welcher man hindurchblickt, verschieden gestaltete dunkle Gebilde auftreten, die in Wirklichkeit nicht existieren, sondern durch die Lichtbrechung vorgeläuscht werden. Zwei Kristalltropfen in Berührung gebracht, fließen zusammen wie zwei Wassertropfen, haben für einige Zeit

nach zwei Kerne, zwischen welchen sich ein dritter abweichend gestalteter dunkler Punkt geltend macht, nach und nach aber wird die Struktur vollkommen einheitlich, man sieht dann nur noch einen Kern. Beim Zusammenfließen mehrerer Kristalltropfen werden die Erscheinungen komplizierter, doch ist die Kristallnatur durch die im sogenannten polarisierten Lichte zu beobachtenden Erscheinungen ganz unzweifelhaft festgestellt. Außer den kugelförmigen treten auch flüssige Kristalle mit ebenen Grenzflächen auf. Stört man die Struktur eines flüssigen Kristalls und überläßt ihn sich selbst, so nimmt er alsbald wieder seine normale Struktur an, ein Analogon zu der Erscheinung, daß eine Amöbe z. B. auch durch beliebige Verzerrungen nicht ihre Struktur verliert und zu einem amorphen Eiweißklumpen wird. Das Zusammenfließen zweier Kristalltropfen zu einem einheitlichen Individuum kann als Analogon zwischen der Kopulation (Vereinigung) niederer Lebewesen betrachtet werden. Auf biologischem Gebiet führt solche Kopulation zwischen verschiedenen Individuen zur Bastardbildung; auch auf dem Gebiet der flüssigen Kristalle erhalten wir Kreuzung oder Mischkristalle, gekennzeichnet durch eigentümliche Strukturstörungen.

Höchst merkwürdige Erscheinungen zeigen sich bei einem von Vorländer aufgefundenen flüssigen Kristall. Die einzelnen Individuen erscheinen hier in der Form einseitig abgeplatteter Kugeln. In übereinstimmender Stellung kopuliert geben zwei solche Kugeln einen einheitlichen Tropfen; bei abweichender Stellung dagegen entfleht ein Tropfen mit zwei Abplattungen (oder mehr, wenn mehr als zwei Tropfen zusammenfließen). Treffen sich die beiden Tropfen mit den Abplattungsflächen, so bleiben sie einfach aneinander haften, einen Zwilling oder Doppeltropfen resp. Doppeltropfen bildend. Auch von selbst können solche entstehen, aus der Abplattungsfläche kann eine Knospe hervorsprossen, die abfällt, wenn sie die Größe des Muttertropfens erreicht hat, ein Analogon der Vermehrung durch Knospenbildung bei Lebewesen. Der Doppeltropfen kann sich auch zu einem bakterienartigen Stäbchen oder einem sehr langen schlangenartigen Gebilde verlängern, er wächst wie ein Organismus durch eine Art Innenaufnahme, während ein gewöhnlicher Kristall durch Anlagerung neuer Teilchen sein Wachstum erhält. Ganz wie Bakterien können solche Stäbchen und Schlangen vorwärts oder rückwärts kriechen und sich gleichzeitig hin- und herschlängeln oder um ihre Achse drehen. Das allermerkwürdigste aber ist, daß sie sich ähnlich wie Bakterien von selbst in zwei oder mehr Teile teilen können, die nun selbst wieder als vollkommene Individuen sich verhalten und weiter wachsen.

Man sieht, die von der bisherigen Physik und Kristallographie für unmöglich gehaltenen flüssigen Kristalle haben die Zahl der Analogien zwischen Kristallen und Lebewesen beträchtlich erhöht. Befriedigt werden die Anhänger des Monismus ausrufen: Wir haben es ja vorher gesagt, eine solche Brücke zwischen Kristallen und Lebewesen mußte notwendig gefunden werden, die Entdeckung bildet eine glänzende Bestätigung unserer Theorie! Mit nichten! werden die Anhänger des Dualismus (Lehre von der Verschiedenheit von Stoff und Geist) entgegen, denn der Umstand, daß zwischen festen und flüssigen Kristallen kontinuierliche Uebergänge bestehen, beweist, daß die fraglichen Gebilde nicht wirkliches, sondern nur scheinbares Leben besitzen. Sie sind ein vortrefflicher Beweis für die Nichtigkeit unserer Lehre, sie zeigen, daß wohl manches, was bis jetzt als Lebensäußerung aufgefaßt wurde, auf rein physikalischen und chemischen Wirkungen beruht. Dadurch wird es möglich sein, die Schwierigkeiten, welche die Annahme einer Seele in jedem, auch dem kleinsten Lebewesen bereitet, zu beseitigen, man wird durch weitere Erforschung der neu aufgefundenen Kräfte dahin gelangen können, genau zu präzisieren, welche Wirkungen lediglich durch Kraft und Stoff in toter Materie hervorgerufen werden, und wo das eigentliche Leben beginnt.

Wie dieser Streit auch endigen mag, den Physiker wird es freuen, wenn er zu recht gründlicher Untersuchung der Erscheinungen führt, denn sie sind recht sehr geeignet, einen tieferen Blick zu gewähren in das Wirken der inneren Kräfte und in die innere Zusammensetzung der Materie. Bt.

## Kleines feuilleton.

ie. Russische „Mustergefängnisse“. „Die Gefängnisfrage ist in Rußland seit etwa einem Jahre außerordentlich aktuell. Gibt es hier doch wohl kaum einen mehr oder minder anständigen Menschen, der nicht bereits Gefängnisluft geatmet und Gefängnisloft genossen hätte, sintemalen uns durch das Allerhöchste Manifest vom 30. Oktober 1905 eine Reichsverfassung und Volksvertretung gewährt und sämtliche bürgerliche Freiheiten, darunter auch wirkliche Anantastbarkeit der Person feierlich zugesagt worden ist.“ Mit diesen bitteren Worten leitet Dr. Dworekly aus Moskau eine briefliche Mitteilung über die Hygiene der russischen Gefängnisse an die „Münchener Medizinische Wochenschrift“ ein. Der Inhalt, der eine auch jetzt noch erschreckende Summe von Schrecknissen aufdeckt, läßt sich kaum besser charakterisieren als durch die Schilderung eines unlängst in Petersburg für Einzelhaft errichteten und von der Regierung als musterhaft bezeichneten Gefängnisses. Die auf diese Anstalt bezüglichen

Angaben stützen sich vorzugsweise auf den Bericht eines Arztes, der wegen irgendwelcher „Verbrechen“ ein volles halbes Jahr in dieser Strafanstalt zuzubringen gezwungen war, ehe er in einen Bezirk des zwar in Europa gelegenen, aber viele Gegenden von Sibirien an Oede und Kälte noch übertreffenden Gouvernements Archangelsk verbannt wurde. Der eigentliche Zweck dieses Gefängnisses, nämlich die Einzelhaft, hat sich wegen Ueberfüllung sehr selten durchführen lassen; vielmehr hat man sich damit helfen müssen, daß man in eine Einzelzelle, die jedenfalls kaum für einen Menschen wirklich ausgereicht hätte, zwei bis drei hineinsteckte; ferner haben die Gefangenen unter chronischem Hunger zu leiden, was nicht zu verwundern ist, da für ihre Verpflegung nur 25 bis 30 Pf. pro Tag und Kopf ausgezahlt sind, woran jedenfalls noch „Ersparnisse“ gemacht werden. Selbst das verabreichte Brot, das die Hauptspeise bildet, wird fast nie durchgebäcken und befand sich nach den Erfahrungen jenes Arztes während eines vollen halben Jahres nur zweimal in einem befriedigenden Zustand. Auch die anderen Speisen vermögen weder die Lust anzuregen noch den Hunger zu stillen. Das Schlimmste ist aber doch die Luft, in der die Gefangenen leben müssen. Sie ist mehr oder weniger pestilenzialisch verunreinigt und macht den Aufenthalt in den Zellen, namentlich an warmen Sommertagen, völlig unerträglich. Die Reinigung der Räume, die jeden Morgen erfolgen soll, geschieht mit trockenen Lappen und Bürsten, so daß danach die Luft des ganzen Gefängnisses erst recht mit Staub und Gestank gesättigt ist. Rechnet man dazu noch, daß es selbstverständlich unter den Häftlingen viele Schwindsüchtige gibt, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, was für Gesundheitszustände in diesem „mustergültigen“ russischen Gefängnis herrschen. Ferner erhält man dadurch einen vielleicht zutreffenden Begriff von den Verhältnissen, die in den anderen von keiner Seite als musterhaftig in Anspruch genommenen Strafanstalten zu finden sind. Selbst Dr. Dworekly flieht die Bemerkung in die Feder, daß das Jarenreich an Steinböden, wie man dort die Gefängnisse nennt, keinen Mangel leide, und doch muß er diese Aussage alsbald zurücknehmen. Obgleich die Regierung an zahlreichen Stellen für den Bau neuer Gefängnisse gesorgt hat, ist die Ueberfüllung sämtlicher Strafanstalten eine geradezu fürchterliche. Dworekly kennzeichnet den gegenwärtigen Zustand in den Sähen: „In eine Zelle werden so viele Personen hineingepfercht, als nur irgend hineingehen. Deswegen man die Tür, so quellen die Gefangenen heraus. An Liegen oder Sitzen ist unter solchen Bedingungen kein Gedanke — die Häftlinge sind froh, wenn sie einen Platz an der Wand erobern, wo sie sich wenigstens anlehnen können.“ Schon Ende April dieses Jahres waren nach den statistischen Erhebungen der Hauptgefängnisverwaltung die Gouvernementsgefängnisse um 60 bis 65 vom Hundert überfüllt. Diese Zahl gibt nur einen Durchschnitt, der in vielen Strafanstalten übertroffen wurde. Im Gefängnis von Saratow, das allerdings den Gipfel erreichte, waren in einem Raum für 400 Gefangene deren 1068 untergebracht! Daß unter solchen Verhältnissen in vielen Gefängnissen und auch in der Petersburger Musteranstalt der Mordtrophus ausbrach, ist natürlich kein Wunder. —

hl. Niederdeutscher Aberglauben. Trotz der zunehmenden Aufklärung haben sich aus der Zeit des Aberglaubens für allerlei Krankheitsfälle geheimnisvolle Mittel erhalten, die vom Volke noch hoch in Ehren gehalten werden. Sehr verbreitet ist der grausame Aberglaube, daß die Hand eines Toten, wenn man mit ihr über einen kranken Körperteil streicht, die Krankheit annimmt; im Lande Wursten, der Bismarckmarch nördlich von Bremerhaven, schleicht der Kranke nachts heimlich in die Kammer, in der die Leiche aufgebahrt liegt, und berührt mit der bloßen Hand des Toten die erkrankte Stelle; in der Lüneburger Heide wird die Verkrüppelung der Leidenhand besonders gegen Warzen und gegen Magenkrämpfe angewendet. Nicht so grausig, aber desto seltsamer ist ein Heilmittel gegen den Bruch, das im oben genannten Lande Wursten noch angewendet wird: Der Kranke muß in der Johannisnacht durch eine gespaltene Eiche gezogen werden; dabei müssen drei Leute, die den Vornamen Johann tragen, tätig sein, und ähnlich wie bei Schatzgräbereien darf kein Wort dabei gesprochen werden. Im Gegensatz zu der Schweigepflicht bei diesem Mittel beruhen andere Mittel gerade auf dem Wort. So lautet ein Kinderreim, der gegen das Schluden (Enil = op) hilft folgendermaßen: „Enil = op und it gunggen über dat Steg; Enil = op fult herin un it gung weg.“ „Schluden und ich ging über einen Steg; Schluden fiel herein und ich ging weg.“ Der Spruch muß gesprochen werden, wenn man über einen Steg geht, wozu man ja in den gräbenreichen Marschen genug Gelegenheit hat. Zur Heilung der Kopfrose wird folgender Spruch angewendet:

„De floelask im de flech,  
De gungen über dat robe Meer,  
De floelask kem torüg  
Ug de flech nimmermehr.“

Dabei wird Feuer geschlagen und Asche aus dem Herd über die kranke Stelle geblasen. Sympathische Sprüche gibt es noch eine Menge. In der Lüneburger Heide z. B. vertreibt man die Warzen, indem man den zunehmenden Mond ansieht, dreimal kreuzweise über die Warzen streicht und dazu spricht:

„Wat it anseh, dat gewinn,  
Wat it wasch, dat verwin.“

Im Gegensatz zu diesem letzten Spruch sind die beiden ersten in die Form einer Gesichtenerzählung gelehrt, genau wie es die alten Heilsprüche aus der heidnischen Zeit unseres Volkes sind. Die heilenden

Sprüche werden übrigens nicht immer gesprochen, sondern in den Wefermarschen wird bei Fieber ein Spruch auf den Zettel geschrieben und der Zettel dann verbrannt. Auf dem Schreiben beruht auch ein in der Lüneburger Heide gebräuchliches Fiebermittel, jedoch wird kein Spruch aufgeschrieben, sondern Name, Geburtsjahr und Geburtsort des Kranken und zwar an einjamer Stätte in drei Nächten. Gebräuchliche Fiebermittel sind ferner das Verschneiden einer Kreuzspinne oder von Spänen, die von einer Kirchenglocke abgefeilt sind; auch kann man das Fieber in eine Weidenrute einbinden. Gegen Zahnschmerzen hilft kreuzweises Nägelschneiden an Händen und Füßen, also etwa in der Reihenfolge: linke Hand, rechter Fuß, rechte Hand, linker Fuß; die abgeschnittenen Nägel werden vergraben. Außer dem eben mitgetheilten Besprechen ist gegen Warzen auch das kreuzweise Bestreichen mit gestohlenem Speck, der dann vergraben wird, gut. Fällt einem ein Zahn aus, so muß man ihn rückwärts über den Kopf werfen und es wächst wieder ein neuer. Ausgelammte Haare darf man nicht zum Fenster hinauswerfen, denn sobald Vögel sie wegtragen, geht dem Betreffenden das Haar aus. Außer sympathischen Mitteln spielen pflanzliche eine große Rolle in der Volksmedizin.

### Aus dem Tierreiche.

— Die Haustiere auf den Balearen wurden auf einer Frühjahrsreise von Professor Konrad Keller aus Zürich einer näheren Untersuchung unterzogen, die einige wichtige Ergebnisse zeitigte, worüber ein vorläufiger Bericht in der „Neuen Züricher Zeitung“ Kunde gibt. „Uralte Gestalten, die man längst verloren glaubte, tauchten auf der Insel Mallorca in voller Lebensfülle auf.“ Das schöne Pferd der Insel erwies sich als das unveränderte altgriechische Ross, wie es auf den Vasen und Münzen abgebildet ist. Unter den Hunden waren es besonders die Windhunde, die die Aufmerksamkeit des Zoologen fesselten, zumal der eigentümliche Perro ibizenco, der auf die Balearen beschränkte „Ibizahund“, der dem russischen Windhunde (Wozoi) gleicht und vollkommen übereinstimmt mit dem großen Pharaonenwindhunde des alten Ägypten. Wahrscheinlich ist er von dort durch die Karthager nach der Insel Ibiza eingeführt worden, wo sie frühzeitig die Herrschaft ausübten. Die Ägypter jagten mit ihm Wild, und auf den Balearen jagt man heute noch mit ihm (ohne Schutzwaffe) Maninchen, deren häufiges Vorkommen dort die Erhaltung des alten Pharaonenhundes bedingte. Die Schweine gehören einer alten romanischen Rasse an, dagegen fand sich nichts von alten Rinderrassen auf den Inseln wegen Mangels an Weiden. —

t. Wohlriechende Schmetterlinge. Einige Schmetterlinge aus der Familie der Tagfalter besitzen die Eigenschaft, einen ziemlich durchdringenden Geruch auszuströmen. Zuerst ist diese Tatsache beim Männchen der Art *Ganoris napi*, eines ziemlich häufigen weißen Schmetterlings, bemerkt worden. Der diesem Insekt anhaftende Geruch ist sehr deutlich bemerkbar und wird mit dem der Verbene verglichen. Der Vermutung nach hat diese Parfümierung des Männchens den besonderen Zweck, das Weibchen zur Zeit der Paarung anzulocken. Vor einigen Jahren entdeckte dann Dr. Digley an einigen Tagfaltern einen etwas ähnlichen, wenn auch nicht so starken Geruch, und zwar waren es immer nur die Männchen, die diese Eigenschaft aufwiesen. In anderen Ländern außerhalb Europas scheint es aber noch viel mehr wohlriechende Schmetterlinge zu geben, denn Digley hat bei einem Besuche in Südafrika unter den dortigen eingeborenen Schmetterlingsarten eine ganze Anzahl entdeckt, die einen starken und dabei sehr angenehmen Geruch von sich gaben. In einigen Fällen erinnerte dieser an gewisse aromatische Pflanzen, namentlich an Vanille und Schokolade, in anderen Fällen an die Gerüche verschiedener Blumen. Auch unter den afrikanischen Schmetterlingen war diese merkwürdige Eigenschaft nur beim männlichen Geschlecht verbreitet mit einer einzigen Ausnahme, die noch als zweifelhaft gelten muß. Außer diesen im eigentlichen Sinne parfümierten Schmetterlingen gibt es noch andere, die gleichfalls Gerüche ausströmen, aber solche von oft recht unangenehmer Art, die wohl auch den Zweck haben, andere Tiere zurückzuführen. Mit dieser Erklärung würde die Tatsache übereinstimmen, daß der Besitz unangenehmer Gerüche beiden Geschlechtern gleichmäßig zukommt. Endlich gibt es auch noch einige wenige Formen, die gewöhnlich einen schlechten Geruch haben, bei denen aber die Männchen zur Paarungszeit außerdem noch einen süßen Lockgeruch für die Weibchen annehmen. —

### Meteorologische 3.

en. Taifun, Zyklon und Zyklone sind sämtlich Bezeichnungen für Luftwirbel, die aber eine verschiedene Bedeutung besitzen. Unter einer Zyklone versteht man in der Witterungskunde den allgemeinsten Fall eines mehr oder weniger ausgedehnten Luftwirbels, der sich in einem Gebiet von verhältnismäßig niedrigem Luftdruck bildet, indem die Luft von allen Seiten dorthin strömt, um den Unterschied des Luftdruckes auszugleichen. Für uns am wichtigsten und am bekanntesten sind die Zyklonen, die in den gemäßigten Breiten der nördlichen Erbkugel von West nach Ost zu ziehen pflegen und den Gang der Witterung in Mittel- und Nordeuropa vorzugsweise bedingen. Diese Zyklonen sind an Zugstraßen gebunden, die sich zwar mannigfaltig verzweigen und mit verschiedener Häufigkeit gewählt werden, aber doch im bestimmten Verlauf fest-

gelegt werden können, was für die Wettervorhersage von größter Bedeutung ist. Im Gegensatz zu der Zyklone ist der Zyklon ein eigentlicher Wirbelsturm, also ein Luftwirbel von verhältnismäßig geringem Durchmesser. Dem Wesen und der Wirkung nach kommt er mit dem Tornado und dem Taifun überein, wenn auch von manchen Seiten noch gewisse Unterschiede zwischen diesen Ausdrücken gemacht werden müssen. Das Wort Taifun stammt aus dem Chinesischen und heißt eigentlich Taifung. Die Taifune haben gewöhnlich eine kurze Dauer und sind in ihrer Wirkung und in ihrem schnellen Vorübergang fast einem Erdbeben vergleichbar. Daß aber wie jetzt in Hongkong mehrere Wirbelstürme einander folgen, ist auch nicht selten. Das Wetterbureau auf den Philippinen hat jetzt eine wissenschaftliche Beschreibung einer tropischen Zyklone, wie sie in diesem Fall genannt wird, herausgegeben, die im September vorigen Jahres über die Philippinen segte und sechs Tage lang zu beobachten war. Diese Zyklone wurde von den dortigen Meteorologen als so merkwürdig beurteilt, daß sie ihr einen besonderen Namen (Cantabria) beilegte, nach einem der Schiffe, die dabei zugrunde gegangen waren. Der Bericht gewährt die Möglichkeit, gleichsam in die Werkstatt des Luftmeeres für die Erzeugung von Wirbelstürmen hineinzusehen. Das Entstehungsgebiet lag in diesem Fall zwischen den Inseln Guam in den Marianen und Yap in den Westkarolinen. Die Zugstraße folgte also einer Richtung von Ost nach West, umgekehrt wie die nordatlantischen Luftwirbel. Der Weg der Zyklone richtete sich zunächst auf die Philippineninsel Samar und dann nordwestlich nach der Hauptinsel Luzon. Das Zentrum aller Wirbelstürme wird als Auge bezeichnet, und es gehört zu den eigentümlichsten Entscheidungen dieser Luftbewegungen, daß innerhalb dieses Auges völlige Windstille herrscht. Der Kapitän eines in den Philippinen vor Anker liegenden Kutters beschrieb mit eindrucklichen Worten den Vorübergang des Wirbels einschließlich seines Auges: „Zwischen 8 und 9 Uhr abends wurde es in der Luft und auf dem Meere plötzlich totenstill, der Himmel klarte sich auf und die Sterne wurden sichtbar. Diese Stille dauerte 15 Minuten, während das Barometer auf dem äußerst niedrigen Stande von 600 Millimeter blieb. Nach der Stille brach der Wind von Südost mit der Gewalt eines Orkans herein, und das Barometer begann wieder zu steigen.“ Diese Angaben bezeichnen die Eigenschaften eines Wirbelsturmes mit seinem Auge durchaus zutreffend, doch hatte sich das genannte Schiff nicht genau im Zentrum des Sturmes befunden. Ein anderes Fahrzeug hatte eine Windstille von nur drei Minuten bezeichnet, und das wahre Auge des Sturmes war vermutlich zwischen beiden hindurchgegangen und von sehr kleinem Durchmesser gewesen. In der Hauptstadt Manila, die gegen 40 Kilometer von dem Sturmauge entfernt war, wurden Windgeschwindigkeiten bis zu 160 Kilometer in der Stunde beobachtet. Ferner wurde festgestellt, daß sowohl aufsteigende wie absteigende Luftströme vorhanden waren. An einem Ort brachen Dächer zusammen, wie unter der Ueberlastung durch ein großes Gewicht. Das Meer schwellte ungewöhnlich heftig auf und veranlaßte den Verlust einer ganzen Anzahl von Schiffen. Die Abbildungen, die der Veröffentlichung des Wetterbureaus der Philippinen beigegeben sind, geben eine treffliche Anschauung von der Art und der Wirkung eines solchen ostasiatischen Wirbelsturmes. —

### Notizen.

— In der Biographie des verstorbenen Genossen Krauß (vorige Nummer des Unt.-Bl.) ist der Geburtsmonat falsch angegeben: Krauß wurde am 26. Dezember 1861 geboren. —  
— Der schwedische Dichter und Literaturhistoriker Oscar Levertin starb, 44 Jahre alt, in Stockholm. —  
— Seine kriegt nun sein Denkmal — auf dem Gute einer reichen Berliner Dame, die dem Bildhauer v. Hechtrig einen entsprechenden Auftrag gegeben hat. 150 000 M. soll's kosten. —  
— Verboten wurde in Prag die Aufführung eines Bergmannsstüdes von Maximilian Böttcher: „Schlagende Wetter“. —  
— „Die Hochzeitsfadel“, Lustspiel in vier Akten von Max Dreyer, soll nächstens im Neuen Schauspielhaus die Erstaufführung erleben. —  
— „Die Kralle“, Schauspiel von Henri Bernstein, wurde vom Kleinen Theater zur Aufführung erworben. —  
— Der Gründer des Neuen Theaters, Schauspieler Max Löwenfeld, ist gestorben. —  
— Mit Erfolg aufgeführt: Am Münchener Residenz-Theater „Das Lebensfest“ von Karl Höfler; Philipp Bergers Schwank „Das letzte Mittel“ am Deutschen Theater in Hannover; „Banjuschins Kinder“, Drama von Naidjonow, am Hamburger Schauspielhaus; im Volks-Theater zu Kopenhagen ein Lustspiel von Emma God: „Das mystische Erbe“. —  
— Die siebente Internationale Kunstausstellung der Stadt Venedig dauert vom 22. April bis 31. Oktober 1907. —  
— Eine internationale hygienische Ausstellung soll im September 1907 mit dem Hygienekongress in Berlin verbunden werden. —